

Die Welt geht unter, doch vorher gibt's Geschenke

Vor der Katastrophe: „Bienen“ im Stuttgarter Theater Rampe

Was bleibt, wenn die Apokalypse der Mayas wahr wird. fragt Alexej Schipenko in „Bienen“. Samuel Hof und sein O-Team fordern, unterhalten, amüsieren und überfordern mit einem Wahnsinns-Bühnenchaos die Zuschauer bei der Premiere am Samstag.

VON BRIGITTE JÄHNIGEN

Ein Ich-Erzähler aus dem Off, dessen Person drei Schauspieler, ein Musiker und ein als Ziege verkleideter Hund im Wahnsinns Bühnenchaos dechiffrieren wollen: Gefragt ist das Multitasking beherrschende Publikum. Theatrales Treiben wird an mehreren Orten gleichzeitig verfolgt: Eine Fahrstuhlkabine ist Hauptort der Inszenierung im Theater Rampe. Doch wird nach den Ideen der Bühnenbilderin Nina Malotta auch in einer als U-Boot deklarierten Bodenuntiefe an einer Videokamera, auf einem Standbildschirm, an einem Ort der Musik und einer bühnenhohen Videowand gewerkelt. „Ich fahre im Aufzug. Der fährt nach oben. Mehr kann ich nicht sagen über die Weise und Zielrichtung meiner Beförderung. „ Wie ein Orakel wiederholt die Stimme des Ich-Erzählers (Frank Deesz) die Botschaft in allerlei Variationen aus dem Off. In der Fahrstuhlkabine hat sich Folkert Dücker bei Wartungsarbeiten eingerichtet. Bücher an den Wänden deuten an, dass der Mann im Blaumann hier seinen Lebensort gefunden hat. Während Markus Birkle im Mongolenkostüm samt und seidig an seinen Gitarrensaiten zupft; trippelt an der Seite des Weihnachtsmannes (Andrej Kritenko) der Anlass des ersten Szenenapplauses durch die Seitentür: Kritenkos schwarz-weiß-braun geflecktes Hündchen, ein zart klingendes Glöckchen um den Hals. Später wird es - ganz metaphorisch im Sinne der christlichen Offenbarung - zwei Hörnchen tragen, die es als Ziege deklarieren.

Mit der Bemerkung „Jeder braucht Geschenke“ hinterlässt der Russisch sprechende Weihnachtsmann rot verpackte Pakete, kehrt als U-Boot-Bewohner zurück und zimmert in seinem golden glänzenden Verlies ein übermannshohes Holzkreuz. Monika Hölzl, mal verhinderte Mutter, mal Reporterin, aber immer fesch und frech, stakst auf wadenhohen High Heels über Sand, der vor den Aufzug geschüttet wurde. Aus einem der Pakete packt sie eine Videokamera aus. Einen Film über die Liebe wird sie drehen. Denn Liebe und Wahrheit, so die Bot. schalt des russischen Autors Schipenko, haben ewigen Bestand, wenn die Welt nach den Prophezeiungen des Maya-Kalenders am 21.12.2012 untergeht. Welchen Tag haben wir heute?“, heißt denn auch die zwischen den Bühnenfiguren am häufigsten gestellte Frage.

Bienen, die dem Theaterstück den Titel geben (Bienensterben deutet das Weltenende an), haben ihren Auftritt in einer filmischen Vision des Katastrophenregisseurs Roland Emmerich. Er werde, verkündet Folkert necker mit wirrem Haar und in bestem Schwäbisch als Emmerich. einen Film“ über die allerletzte Biene drehen“. In seiner Rolle als cineastischer Visionär holt sich Dücker dicken Applaus. „Ich beseitige die Katastrophe, weil ich sie verfilme“, brüllt er vom Dach der Fahrstuhlkabine. Er nennt sich selbst einen „Psychiater des Universums“, hängt sich das große Holzkreuz auf den Rücken und bittet Gott um Verzeihung.

Eine Melange aus philosophischen Gedankensplintern, Comedy und Erzählungen über den Krieg Doch er zögert. Denn „für wen soll man denn diese verflixte Welt retten?“ Zugleich erzeugt der russische V-Boot-Bewohner und Hüter „guter Gedanken, geschrieben von toten Dichtern“, vor einem Bücherstapel ätzenden Nebelgestank, Markus Birkle an der Gitarre lässt die Riffs rockig knallen. Engel als Deuter der Zukunftsvisionen (mit batteriebetriebenen Heiligenscheinen) erklären, zwei tote Soldaten aus dem Jenseits zu sein.

In dieser Melange aus philosophischen Gedankensplintern, Comedy, Live-Erzählungen über eine **U-Boot**-Katastrophe in der Barentssee und durchlittene Traumata im Tsehetschenienkrieg amüsiert die Performance. Momente der Poesie werden in diesem wilden Parforceritt leider demontiert. Es wird an Andrej Tarkowskij und seinen Erlösungsfilm „Nostalgija“ erinnert, die Genesis zitiert, auf dem Bildschirm kann dem Sterben eines Mannes zugeschaut werden, die Reporterin wünscht ein letztes Interview, dann lüftet sich das Geheimnis um die Identität des Ich-Erzählers. „Ich fahre, ich halte nicht an, ich bin Gott.“

Poetisches Universum

Uraufführung: Das Stuttgarter Theater Rampe und das O-Team zeigen Alexej Schipenkos „Bienen“.

Von Thomas Rothschild

Zu Beginn betritt ein Weihnachtsmann mit Krücken und Hund die Spielfläche im Theater Rampe. Er ist brav, der Hund, ganze neunzig Minuten lang, erst am Ende, als alles vorbei ist, bellt er das applaudierende Publikum an, als fürchte er, man könnte ihn übersehen.

Ein Tier auf der Theaterbühne ist stets ein Risiko, nicht so sehr wegen seiner Restunberechenbarkeit, sondern weil es die Aufmerksamkeit vom übrigen Ensemble abzulenken droht. Aber hier passt dieses Zufallselement exakt zum Stück. Denn Alexej Schipenkos •"Bienen", die das O-Team in Kooperation mit der Rampe zur Uraufführung bringt, lässt zusammenwachsen, was nicht zusammengehört.

Die Klammer bildet ein Datum. Am Dezember 2012, also demnächst, soll die Welt untergehen. Der Titel des Stücks spielt an auf einen Albert Einstein zugeschriebenen Satz, wonach der Mensch nur noch vier Jahre zu leben habe, wenn die Biene von der Erde verschwinde. Stichwörter ziehen sich leitmotivisch durch den Text: Aufzug, U-Boot, Ziege, Gott. Aber sie haben wenig miteinander zu tun - der buddhistische Handwerker im Fahrstuhl, der zugleich ein Tonstudio ist, die Geschichte vom Atorn-U-Boot Kursk, aus dessen Explosion die Russen im Jahr 2000 ein Staatsgeheimnis machten, die Frau, die dem Fahrstuhl entsteigt wie einem Raumschiff, vorsichtig, auf sandigen Boden, der Russe, der ein selbstgebasteltes Kreuz als zweiter Christus über die Bühne trägt, die Karikatur des Katastrophenfilmers Roland Emmerich oder die Reminiszenz an Tarkowski und seinen Andre, der in „Nostalgia“ eine brennende Kerze durch die Therme von Bagno Vignoni trägt.

Alexej Schipenko, fünfzig Jahre alt und seit Längerem in Berlin zu Hause, knüpft wie viele russische Künstler, zunächst im Untergrund, dann international gefeiert, an die frühe sowjetische Avantgarde an, die ihrerseits eine Affinität zum Surrealismus hatte. Der Regisseur Samuel Hof und die Darsteller Monika Hölzl, Folkert Dücker und Andrej Kritenko, unterstützt von Markus Birkle, der auf der Gitarre Musikfetzen beifügt wie Hy Cooder einem Film von Wim Wenders, werden der Vorlage vollauf gerecht, indem sie darauf verzichten, so zu tun, als gäbe es da Rollen, in die man sich einfühlen könne,

Den epischen Charakter unterstreicht eine Stimme aus dem Nichts, die einen fast nur aus Hauptsätzen im Präsens bestehenden Text spricht. Nähme man den scheinbaren Tiefsinn ernst, wäre er präventiös. Das ist er aber nicht. Was da so vermessen klingt, ist pure Dichtung, In der Rampe, die sich schon so oft um Gegnwardsd ramatik verdient gemacht hat, wird mit den „Bienen“ keine äußere Wirklichkeit simuliert, keine Wahrheit gepredigt, sondern ein poetisches Universum entworfen.

Die Biene und die Sprechmaschine

Weltuntergang nach Alexej Schipenko im Theaterhaus Jena

In Jena wird der Zuschauer Zeuge einer utopisch-phantastischen-Apokalypse. Das Stück von Alexej Schipenko in der Inszenierung der freien Theatergruppe O-Team bietet allerdings nur Performance-Aktionismus - und vermag nicht zu fesseln.

Jena. Irgendwie geht es um was. Um Liebe und Leid, um falsche Hoffnungen und um den Weltuntergang, der uns laut der Prophezeiung der Maya am 21. Dezember dieses Jahres bevorsteht. Und weil Insektenforscher und Imker seit mindestens vier Jahren ein weltweites Bienensterben beobachten, und Albert Einstein gesagt haben soll, dass dem Menschen nach dem Verschwinden der Bienen nur noch vier Jahre zu leben bleiben, heißt das Stück von Alexej Schipenko (Jg. 1961) kurzum "Bienen".

Ausgerechnet um die emsigen Tierchen und ihre Signalwirkung für das Ende der Welt geht es aber am allerwenigsten in diesem Text, genaugenommen haben sie darin miteinander so viel zu tun wie Honig mit Wandfarbe. Neuartige Bezüge stellt auch die "Bienen I" getaufte Inszenierung der Theatergruppe O-Team nicht her, die nach der Uraufführung in Stuttgart am Donnerstag im Jenaer Theaterhaus Premiere hatte.

Dort wird der Zuschauer Zeuge einer utopisch-phantastischen Apokalypse, in deren Zentrum ein Fahrstuhl drei übrig gebliebene Menschen befördert. Sie wollen nach unten zum Ausgang, aber der Aufzug fährt nur nach oben, unaufhaltsam Richtung (Un-)Endlichkeit. Der Handwerker (Folckert Dücker), der den Aufzug repariert, fährt ein paar Stockwerke mit einer Frau (Monika Hölzl), bis sie ihn nach einer flotten Nummer erschießt, er als Roland Emmerich wiederaufersteht und ihr, nun Reporterin mit Mikrophon, seine Filme erklärt. Dann gibt es da noch den Weihnachtsmann (Andrej Kritenko), der seine Geschenke selbst aufrupft und später als Priester ein überdimensionales Kruzifix stemmt, den stummen Elektromusiker Vivaldi (Markus Birkle) und ein Hündchen, das eigentlich eine sprechende Ziege ist.

Postmodernes Sprachchaos

Angesichts ihres nahenden Endes geben diese Figuren permanent Text von sich, die Frau etwa plappert über nicht genutzte Chancen, während Handwerker und Weihnachtsmann-Priester das Unglück des U-Boots "Kursk" rekapitulieren. Wie der gefühlskalte Aufzug, der sich maschinen-verlässlich aus dem Off meldet, sind auch die agierenden Figuren in erster Linie Sprech-Maschinen. Ein Ende, einen Anfang, gar ein Motiv hat dieses Interventions-Performance-Szenario nicht; nicht, dass das O-Team dies angestrebt hätte. Regisseur Samuel Hof vertraut auf die Macht der Assoziationen, Parabeln und Zitate, die er bei seinem an Stanislaw Lems Science Fiction, H.G.Wells und Emmerichs Katastrophenfilmen geschulten Wunschpublikum voraussetzt. Der Fahrstuhl ist die letzte Heterotopie, womöglich sogar die Weiterentwicklung des schwarzen Monolithen in Stanley Kubricks "2001", der Aufbruch, Niedergang und Übergang der Menschheit in eine andere Dimension aufzeigt.

Zum Leidwesen des Zuschauers versucht Hof allerdings gar nicht erst, aus Schipenkos Text Theater oder zumindest eine Erzählung zu machen, sondern lässt dessen postmodernes Sprachchaos wie eine Wasserbombe auf der Bühne platzen. Man wischt sich die Spritzer vom Ärmel. Nichts weiter. Nur Endzeit-Aktionismus, der weder berührt, noch irritiert, noch zum Lachanfall verführt. Wenigstens gibt's was zu schmunzeln: bei nahezu jedem Auftritt des verblüffend exakt dressierten Hundes, oder wenn Emmerich mit heruntergelassener Hose das Kruzifix schultert und jammernd seinen Filmkosmos verflucht.

Weitere Vorstellungen: 28. April, 30., 31. Mai

Franziska Nössig / 28.04.12 / TLZ